

»Nichts Wichtiges.«

»Ich muss los«, Henri orientierte sich Richtung Ausgang.

»Ja, ich auch.«

Dupin folgte seinem Freund. Mit gehöriger Unlust. Aber es half nichts. Er würde dieses Seminar über sich ergehen lassen müssen.

Das Wasser kam von überall, von der Seite, rechts, links, von vorne, von hinten, von schräg unten, manchmal und eher wie zufällig auch von oben. Dieser Regen war einzigartig: Es waren keine Tropfen, kein Regen, den man sah, es waren unendlich dünne, unendlich viele lange Fäden, Tentakel, die sich in die Kleidung hineinwanden, getrieben von wankelmütigen, ständig die Richtungen wechselnden Windbewegungen. Es waren nicht einmal Wolken zu sehen, der Himmel war eine nebulös-trist-graue Materie. Ein monotoner Block. Und er hing enorm tief. Was Dupin prinzipiell niederschmetternd fand und eigentlich in der Bretagne so gut wie nie vorkam, es würde alles perfekt zu dem Seminarzentrum passen. Zudem: Es roch nach Regen, die ganze Welt roch nach Regen. Muffig.

Die dreißig Meter vom Ausgang des Hauptgebäudes bis zum Einlasspavillon, wo Henri und er jetzt unterstanden, hatten gereicht, um buchstäblich bis auf die Unterwäsche nass zu werden. Früher, in Paris, war Regen einfach Regen gewesen, erst hier in der Bretagne hatte Dupin erfahren, was das war: *echter* Regen – das galt auch für die Wolken, den Himmel, das Licht. Für alle Elemente. Für alle Sinne. Er hatte gelernt, verschiedenste Arten von Regen zu unterscheiden, so wie die Bretonen es taten; wie die Eskimos mit dem Schnee. Noch schlimmer als der Fadenregen war der ausgeprägte, totale Sprühregen – *le crachin* –, von dem man noch weniger sah und ihn eigentlich nur dadurch wahrnahm, dass man innerhalb von Sekunden ebenfalls klatschnass war. Was Dupin aber vor allem gelernt hatte – eine an Tagen wie diesen zugegebenermaßen abstrakte Erkenntnis: dass es hier lange nicht so viel regnete wie das hartnäckige, hässliche Vorurteil es wollte. Letztens hatte er in einem Pariser Blatt gelesen: »In der Bretagne gibt es zwei Jahreszeiten – die kurze Zeit der langen Regenfälle und die lange Zeit der kurzen Regenfälle«; jede seriöse wissenschaftliche Statistik strafte solche verleumderischen Sätze Lügen. In der (südlichen) Bretagne fiel jährlich weniger Niederschlag als an der Côte d'Azur. Das alles Entscheidende aber war noch etwas anderes: Bretonen nahmen Regen in Wirklichkeit gar nicht wahr, eine lebensweise Haltung, fand Dupin. Nicht weil sie so sehr an Regen gewöhnt waren, nein, aus zwei

gewichtigen Gründen: Es war eben *nur* das Wetter, und es gab Wichtigeres, das Leben zum Beispiel – nie käme man hier auf die Idee, eines der unzähligen Feste abzusagen, nur weil es regnete. Zudem widerstrebte es den Bretonen im Innersten ihres Wesens, sich etwas von »außen« diktieren zu lassen. Seien es zentralistische Pariser Pläne oder eben das Wetter. So war es zu einer der liebsten Redewendungen der Bretonen gekommen, mit der sie zur Attacke übergingen, wenn sich andere über den Regen beschwerten: »En Bretagne il ne pleut que sur les cons« – in der Bretagne regnet es nur auf Idioten. Bei stärkstem Regen vor die Tür zu gehen, ohne ihn überhaupt wahrzunehmen, hatte es für das fabelhafte Magazin *Bretons* sogar auf die Liste der zehntodsicheren Eigenschaften geschafft, an denen man einen Bretonen erkennt. Neben Dingen wie: Er macht ein Riesentheater, wenn die Butter nicht gesalzen ist; er sagt innerhalb der ersten zwei Minuten einer Begegnung: »Trinken wir ein Glas?« oder er holt seinen *Gwenn ha Du* aus der Tasche – die bretonische Flagge –, sobald mehr als zwanzig Menschen zusammenkommen, um eine bretonische Versammlung daraus zu machen.

Henris und Dupins Autos standen nebeneinander, vorne in der ersten Reihe des kolossalen Parkplatzes, der jetzt, in der Woche vor Ostern, an einem gewöhnlichen Dienstag um siebzehn Uhr, fast ausgestorben war.

Wieder ertönte das laute gleichförmige Piepsen.

»Großartig.«

Dupin holte das Telefon aus der Jeans, das Display voller Schlieren, hoffentlich war das Gerät wasserfest; durchschnittlich kam er auf einen Verbrauch von mindestens zwei Handys im Jahr, dies hier war erst einen Monat alt, das erste Smartphone des Kommissars, eine kleine Revolution, die Nolwenn angezettelt hatte.

Dupin sah Riwal's Nummer. Natürlich. Aber jetzt passte es gar nicht. Sie mussten los.

»Ich will nicht zu spät kommen, Georges«, Henri machte sich zum zweiten Sprint dieses Tages bereit, zwanzig Meter waren es schätzungsweise noch bis zu den Autos. »Ich muss mein Plädoyer für den bretonischen Speck halten. Ich will ihn unbedingt durchkriegen. Nichts trägt so viel Geschmack! Besonders der von *Terre et Paille* aus Bossulan.«

Es machte wirklich keinen Sinn zu warten, ob die Böen nachlassen würden.

Dupin ließ es klingeln. Der Anruf würde an Nolwenn weitergeleitet. Henris Satz hatte ihm trotz aller widrigen Umstände das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen. Bei Henris Treffen ging es um die jährliche zeremonielle Abstimmung, welche Lebensmittel oder Gerichte Thema der diesjährigen »Semaine du Goût«, der »Woche des Geschmacks«, würden. Eine Woche lang wurden dann in Schulen, in Kindergärten, in Kantinen und auch in Restaurants vier, fünf Lebensmittel »gefeiert«. Eine Hommage an die schier unendlichen sinnlichen Schätze Frankreichs.

»Mit dem Speck beginnt alles!«, fürs Schwärmen hatte Henri offenbar doch noch Zeit.
»In einem großen Schmortopf den Speck in gesalzener Butter anbräunen und mit etwas Waldhonig leicht karamellisieren: Für ein *Friko Kaol*, ein bretonisches Cassoulet, ist der Speck der wichtigste Bestandteil – neben geräucherten Würsten, Kartoffeln, Zwiebeln und Wirsing aus Lorient – hmmm, mein Gefühl sagt mir, dass ich ein paar gute Ideen haben werde.«

»Mich interessiert jede einzelne.«

Wieder das durchdringende monotone Piepsen.

Noch einmal Riwal.

Dupin zögerte. Vielleicht sollte er doch rangehen.

»Komm bald mal wieder vorbei«, und mit diesen Worten stürzte Henri in die Flut hinaus, »Salut Georges!«

»Bis dann, Henri!«, rief Dupin und hatte das Telefon schon am Ohr.

»Gerade ist es schlecht, Riwal. Wir ...«

»Es geht um den Einbruch in der Bank. Sie haben ...«

»Wir telefonieren später, Riwal.«

»Sie haben versehentlich das Banking-Terminal geklaut, nicht den Geldautomaten!«

»Was?«

»Sie wissen ja, die beiden Automaten sehen identisch aus, an dem einen holt man das Geld, an dem anderen erledigt man seine Bankgeschäfte. – Von den Tätern fehlt weiterhin jede Spur.«

»Sie haben – den Kontoauszugsdrucker geklaut?«

»Das ist nicht bloß ein Drucker, man ...«

»Absurd.«

»Man kann zum Beispiel auch Überweisungen vornehmen oder ...«

»Wir sprechen morgen darüber.«

»Gut, ich wollte nur, dass Sie Bescheid wissen, ich ...«

Ein lauter Schlag war am anderen Ende zu hören, wie von einer Tür, die mit Gewalt aufgeworfen wurde, Riwal brach seinen Satz jäh ab.

Einen Augenblick passierte gar nichts, dann konnte Dupin eine Stimme hören, äußerst deutlich. Dynamisch. Ein Kommandoton. Kadeg. Sein zweiter Inspektor.

»Sofort auflegen. – Wir müssen umgehend den Kommissar benachrichtigen. Auf der Stelle. Ein Notfall«, Dupin konnte Kadeg einwandfrei verstehen: »Wir haben eine Leiche! Blutverschmiert. – Nicht weit vom Belon, im Gras neben einem kleinen Parkplatz. Unten an der Pointe de Penquernéo. Wenn man von Port Belon den Fluss entlang zur nahen Mündung geht, auf dem oberen Fußweg, der nach Rosbras führt«, Kadegs militärische

Art war seiner – ebenso typischen – umständlichen Übergenauigkeit gewichen, »da kommt doch ein großes Feld, und von rechts ...«

»Was?«, rief Dupin. »Riwal, was ist los?«

»Ich – Kadeg kam gerade hereingestürzt und hat berichtet ...«

»Auflegen!«, Kadeg schien nun unmittelbar neben Riwal zu stehen. Und aus voller Kehle in den Hörer zu brüllen.

»Kadeg, das *ist* doch der Chef!«, wehrte sich Riwal verzweifelt. »Der Chef ist schon am Apparat!«

»Riwal, geben Sie mir Kadeg«, befahl Dupin.

Im nächsten Augenblick war der zweite Inspektor am Telefon.

»Monsieur le Commissaire? Sind Sie es?«

»Wer sonst, Kadeg? Was ist passiert?«

»Ein Mann, er liegt ...«

»Wer ist der Mann? Was wissen wir?«

»Nichts. Wir wissen noch gar nichts. Der Anruf ging eben gerade ein, ein Kollege aus Riec-sur-Bélon. Eine alte Dame war mit ihrem Hund spazieren. Und hat einen Mann in komischer Haltung regungslos daliegen sehen, mit Blut, wie sie sagt. Sie ist, so schnell sie konnte, zu einem Restaurant, weil das näher lag als ihr Haus, und hat von dort aus angerufen. *La Coquille*, das ist ...«

»Ich kenne das *La Coquille*.«

Kadeg ließ eine überflüssige Pause entstehen.

»Und?«

»Nichts. Das ist alles, was wir wissen. Zwei Kollegen aus Riec sind schon unterwegs, sie müssten in wenigen Minuten da sein.«

»Ich – gut. Ich will einen sofortigen Bericht. Ich mache mich umgehend auf den Weg. In einer Dreiviertelstunde bin ich da. Ich sehe Sie beide dort – Riwal und Sie. Rufen Sie mich an, sobald Sie mehr wissen.«

»Wird gemacht, Monsieur le Commissaire.«

»Und sagen Sie Nolwenn, sie soll mir sofort die genauen Angaben zu diesem Parkplatz durchgeben. Wo die Leiche liegt.«

»Wie gesagt, oben auf den Klippen, wenn ...

Dupin legte auf.

Einen Augenblick stand er regungslos da.

»So ein Scheiß.«

Dann lief er schnellen Schrittes zu seinem Auto. Immerhin würde er das Seminar verpassen, und es war noch nicht mal seine Schuld.

Dupin hatte gerade den letzten *rond-point* vor der »Vierspurigen« mit hundert Stundenkilometern genommen, was den alten Citroën XM spür- und hörbar an seine physikalischen Grenzen gebracht hatte. Gleich wäre er auf der »bretonischen Autobahn«, der Vierspurigen, und würde erst in Riec wieder abfahren. Nolwenn hatte sich bereits gemeldet, die kleinen Sträßchen auf dem Vorsprung der Belon-Mündung hatten – wie immer – keine Namen. Sein Navigationssystem würde nicht weiterhelfen. Sie hatte ihm eine erste grobe Orientierung gegeben, er würde sie später noch mal anrufen. Spurensicherung und Gerichtsmedizin waren unterwegs. Nolwenn und er hatten nicht lange gesprochen, Dupin hatte die Leitung nicht blockieren wollen. Die Scheibenwischer rasten aufgeregt hin und her und machten ihre Arbeit dennoch mehr schlecht als recht, eigentlich sollte er langsamer fahren.

Das tiefe Brummen ertönte erneut, das Autotelefon, fast so alt wie der Wagen.

Dupins Finger fuhren auf die winzigen Tasten.

»Chef, hören Sie mich?«

»Einwandfrei, Riwal.«

»Sie können wieder umkehren! Doch keine Leiche. – Falscher Alarm.«

»Bitte?«

»Es gibt anscheinend doch keine Leiche, Chef.«

Dupin saß kerzengerade.

»Sie machen Witze, oder?«

»Die beiden Kollegen aus Riec sind am Parkplatz. Dort, wo die Leiche liegen sollte.

Aber da ist nichts. Keine Leiche, kein Toter, kein Verletzter. Niemand. – Es sind keinerlei Spuren zu sehen. Auch kein Blut.«

Dupin hatte den Fuß ein wenig vom Gaspedal genommen. Ein klein wenig.

»Was soll das bedeuten?«

»Im Moment können wir ...«

»Haben Sie mit der alten Dame gesprochen, die den Toten gesehen hat? Wer ist sie?

Was wissen wir über sie?«

Das konnte doch nicht wahr sein.

»Eine ehemalige Schauspielerin. Sophie Bandol. Sehr berühmt. Sie wohnt in Port Belon, am Rande des Ortes. Sie ist anscheinend etwas exzentrisch. Und manchmal verwirrt. Hat der Kollege gesagt.«

»Sophie Bandol? Sophie Bandol lebt in Port Belon?«